

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 28

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeitenwende

9. Juli, 2001. Rob Hartman feiert seinen vierzehnten Geburtstag. Mutter Mary und Vater Peach haben sich mit ihrem Sohn zum Festessen an den runden Glastisch gesetzt, das heißt, den Schmaus schon fast beendet. Mehr als sieben Minuten beansprucht der Konsum von elf Sorten verschiedenenfarbigen Tabletten

Von Ilse Frank

sowie eines halben Liters Kraftelixier ohnehin nicht. Aber aus besonderem Anlass hat Papa Peach das Mahl in goldenen Schälchen, in silbernen Bechern gereicht.

Weitere Genüsse sind Rob versprochen, doch er fragt sich bang, was wohl die ernsten Mienen seiner Eltern bedeuten.

«Hör zu, junger Mann!» hebt Mama Mary an, räuspert sich, fährt fort: «Du bist nun hoffentlich reif genug, um einen Teil des Seins kennenzulernen, von dem du noch keine Ahnung hast. Wir gehen gleich mit dir ins Homunkulus-Museum; zuvor sollst du allerdings erfahren, was es damit für eine Bewandtnis hat.»

Mama Mary blickt ihrem Sprössling tief ins Auge, macht eine Kuntpause, doziert: «Im Homunkulus wird die jüngere Geschichte der Schweizer Männer dargestellt. Dieses Haus gibt es beinahe so lange wie dich. Du zähltest fünf Monate, als Bundesrätin Kap den Grundstein zum imposanten Bau legte. Dass es überhaupt dazu kommen konnte, war das Verdienst einiger gesellschaftspolitisch engagierter Streiterinnen, die im schlechten, alten zwanzigsten Jahrhundert (Emanzen) genannt wurden. Diese Avantgardistinnen hatten 1985 so getan, als beantragt sie bei der Regierung ein Frauenmuseum. In Wahrheit wollten sie die damals übermächtige Spezies Mann aus der Reserve locken, was ihnen auf Anhieb gelang. Ein paar Hellhörige vermuteten, die Historie des starken Geschlechts solle aufbereitet werden, und schrieben an die sieben Weisen in Bern, sie erachteten es als wichtig – ich zitiere –, «... dass die Männer ihre Stellung im aktiven Leben ungeschmälert beibehalten und nicht zu musealen Objekten ab-

sinken». Nach dem tröstlichen Bescheid vom Aarestrand, an so etwas denke kein Mensch, beruhigten sich die Aufgeschreckten, wähnten sich fest im Sattel. Da nahmen die Frauen die Zügel in die Hand ...

«Wie gesagt: 1987 wurde mit der Errichtung des (Homunkulus) begonnen. Diese Aktivität leitete eine soziale Umwälzung ein. Es war, als ginge von dem ethnologischen Zentrum eine Urkraft aus. So, wie seine Mauern wuchsen, wuchs der Einfluss der Frauen. Allmählich eroberten sie sämtliche wichtigen Positionen, übernahmen die Funktionen der ehemaligen Herrscher und trieben die Entgeisterten dorthin, wo die weiblichen Wesen ewig gedarbt hatten: an den Herd.»

«Du, Rob», sagt Mary zärtlich, «kennst nichts anderes, als dass deine Mutter, die Oma, deine Tanten und die Nachbarinnen mit beiden Beinen im Berufsleben stehen. Aber das ist noch nicht lange der Fall. Komm, überzeuge dich! Was wir Frauen jetzt tun, haben früher vorwiegend Männer erledigt. Im Museum darfst du sie bewundern, die Prachtskerle, die uns unter ihr Joch zwangen. Heute diktieren wir den Lauf der Welt. Das ist zwar leicht übertrieben», schränkt Mary ein, «ideale Zustände herrschen erst auf nationaler Ebene. Das Ausland ist in der Entwicklung stehengeblieben. – Doch genug des Geredes: Wir wollen endlich gehen!»

Mary schreitet zur Tür, Rob folgt ihr ergeben. Am Ende der Einerkolonne trotzt Peach, freut sich einerseits auf die Abwechslung im Beschäftigungsprogramm, fürchtet anderseits die Konfrontation mit der Vergangenheit.

Vor den Exponaten packt den Nur-Hausmann das kalte Grauen: Welch harte Zeiten, als er und seine Artgenossen den erwerbstätigen Teil der Bevölkerung ausmachten! Peach mag sich gar nicht konkret erinnern, schüttelt permanent den Kopf.

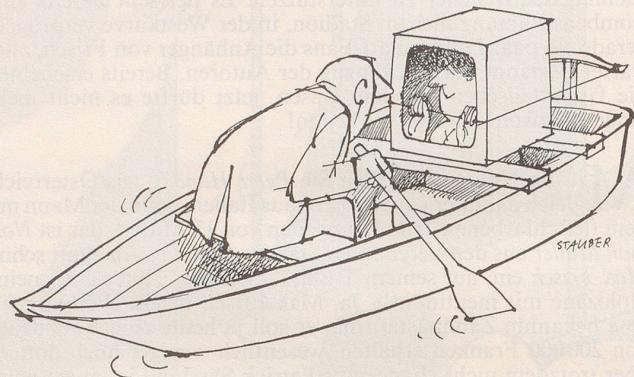
Sohn Rob tut es ihm gleich. Er betrachtet einen ausgestopften Manager, die Statuen zweier Polizisten, den auf Leinwand gepinselten Arzt, die Lehrerschaft aus Hartplastik. Rob schwankt zwischen Lachen und Weinen, wandelt durch alle Räume, sammelt skurrile Eindrücke sonder Zahl. Die Mutter hält sich in seiner Nähe, um Auskünfte zu erteilen, wann immer sie erwünscht sind.

Nach Stunden des Staunens zeigt Rob Ermüdungsschei-

nungen. Mama Mary verkündet das Ende der Expedition, winkt Papa Peach heran, der sich in einem widerlichen Akt der Selbstbefreiung von seinen Lieben entfernt hat, und im Gänsemarsch ziehen die drei ab, Richtung Wohnung.

«Wie hast du's gefunden?» forscht Mary, die sich zu Rob

umwendet. «Ehrlich gestanden, Horror!» antwortet der Jüngling. Ihn schüttelt Abscheu: «Ein Glück, dass ich nicht früher geboren wurde, sonst hätte ich den ganzen Männerkram auf mich nehmen müssen!» «Den wir stolz tragen», konstatiert die Mutter und lächelt froh.



Nun rasen sie wieder

Ganz tolle Frauen

Samstagmorgen und Sonne. Also bitte, was will man mehr? Seit einigen Wochen weiß ich's.

Da sitze ich zufrieden in der Gartenlaube und esse nichtsahnend mein weiches Frühstücksei, ein glückliches natürlich! In Gedanken bin ich bereits im Liegestuhl in der herrlichen Blumenwiese. Es ist eine Freude zu sehen, in welcher Pracht die Natur sich wieder entfaltet. Ich könnte Stundenlang ... Doch dann tut's einen Chlapf, und aus ist es mit der Idylle. Die Margeriten zittern leise in der Wiese, behauptet ich wenigstens, das Gras zieht sich leicht zusammen – Kunststück! Ganz zu schweigen von den Vögeln. Die scheinen weit weg geflogen zu sein. Es wundert mich überhaupt immer, dass sie aus ihren Winterquartieren wieder zu uns kommen.

Zurück zu meinem Ei! Wäre ich etwas besser im Zielwerfen, ich glaube, ich würde es tun. Wie Balsam auf eine Wunde wäre für mich der Anblick meines Frühstückseis auf den Schultern des Nachbarn, der soeben wieder, wie jeden Samstagmorgen, mit viel Lärm den Rasen mäht.

Mein Rasen wird auch ab und zu gemäht, aber mähenderweise. Määäh.

Rini

Wir armen, bemitleidenswerten Nur-Hausfrauen-Mütter! Diesmal wurde uns im «Zieltig-Club» des Fernsehens DRS gesagt, wie blöd, eingleisig und stumpfsinnig unser Dasein ist. Und zwar von kompetenter Seite, von Superfrauen sind wir ins Bild gesetzt worden.

Da haben sich ein paar geschickte Frauen, die alles – Beruf, Haushalt und Erziehung ihrer gut geplanten Wunschkinder – mit der linken Hand erledigen, «ganz toll eingebracht». Dass in der Runde auch ein rückständiges Geschöpf der Spezies Nur-Hausfrau-Mutter sass und hin und wieder, wenn auch nur in der Defensive, zu Wort kam, war wohl eher Zufall.

Ich gehöre als ehemalige Lehrerin seit sechs Jahren zu den Parasiten, die mit den Kindern zu Hause herumhocken und sich vom arbeitenden Ehemann aushalten lassen. Natürlich gebe ich mir die grösste Mühe, meine Kinder nicht mit meiner «Omnipräsenz» zu belasten – entgegen den Befürchtungen einer ach so gescheiten Diskussionsteilnehmerin. Auch unternehme ich die grössten Anstrengungen, um ob der idiotischen Hausarbeit nicht zu verblöden. Es wird kaum

Hausfrauen geben, die wegen des täglichen Abwaschs, Abstaubens, Sockenwaschens etc. etc. in ekstatische Verzückung geraten, aber die ganze Kreativität im Haushalt auf Kochen und Kinder zu reduzieren, scheint mir doch eine Alibisuche.

Für die hochtalentierten Superfrauen ist es anscheinend undenkbar, dass viele Mütter ohne pädagogische Ausbildung ihre Kinder gut erziehen. Frau Speich machte es sich mit ihrer «Feststellung» einfach: 90 Prozent (oder sind es gar 95 Prozent?) der Frauen seien sowieso pädagogisch nicht fähig, ihre Kinder zu erziehen, also: Ab, in die Tageschule!

Nun gäbe es ja die Möglichkeit, auf eigene Kinder zu verzichten. Aber nein! Zur emanzipierten Frau gehören ein oder zwei Kinder. Die Superfrau kann alles. Sie bewältigt den Beruf und das Hausfrauendasein, und selbstverständlich ist sie fruchtbar, beweist also sich und der Welt, dass sie Kinder gebären und aufziehen kann.

Nur dumme Mütter brauchen den ganzen Tag, um ihre Kinder zu Menschen zu formen, um für sie da zu sein. Supermütter schaffen das zwischen dem Feierabend im Beruf und der Vernissage um 21 Uhr.

Dass der Ton von Frau Speich gegenüber der Nur-Hausfrau-Mutter je länger, je herablassender und bissiger wurde, lag wohl an der vorgerückten Stunde – sicher nicht an ihrer Überheblichkeit als Allround-Frau...

Monika R.

Das Korsett

Wenn wir den «Rappel» kriegen, weil es uns Heimwehschweizer in Deutschland zu sehr stinkt, ist der Agathe-Besuch fällig. Sobald Agathes Gesicht im Türrahmen erscheint, riechen wir Dampfnudeln oder Spätzle, und sitzt sie mit ihrer Strickarbeit am Fenster oder brütet sie über einem Kreuzworträtsel, finden wir das Leben wieder lebenswert.

Agathe half Omeme, der Mutter meiner Schwiegermutter, im Haus, als sie selbst und meine Schwiegermutter junge Mädchen waren.

Sie ist später als Köchin, Erzieherin und Haushaltshilfe weit in der Welt herumgekommen, aber zu der Familie in Winterthur hatte sie eine enge, bleibende Verbindung.

Als meine Schwiegermutter geheiratet hatte, wurde sie für Agathe zur Frau Tokter, und die Tokterskinder wurden immer wieder von Agathe besucht. Mein Mann und seine vier Geschwister wurden von ihr im Kinderwagen

herumgeschoben, sie lernten Dampfnudeln und Spätzle geissen, und Agathe strickte für alle Socken und Pullover.

Während des Krieges lebte sie daheim im Schwabenland. Sie wurde trotz der vielen Pakete, die aus Winterthur kamen, ganz mager. Sie hat einen Bruder im Krieg verloren – und alles Geld, das sie sich in vielen Jahren fleißiger Arbeit erspart hatte.

Nach dem Hinschied der Mutter pflegte sie den Vater bis zu seinem Tod. Dann kaufte sie sich aus dem kleinen Erbe ein Lädele, das sie mit Liebe und Fleiss führte.

Jedes Jahr kam Agathe für einige Wochen nach Winterthur, um zu sehen, was die Kinder der Frau Tokter machten. Sie gehörte zur Familie. Mit den Jahren hatte sie sich ein Häusle erspart. Sie konnte das Lädele verkaufen. Trotzdem blieb sie voll im Einsatz, denn die Kinder der Frau Tokter heirateten und bekamen wieder Kinder, 12 an der Zahl, die alle Spätzle und Dampfnudeln essen wollten und die Strümpfe und Pullover brauchten.

Auch meine Kinder mussten nicht auf Agathe verzichten. Sie scheute weder die Gluthitze Libyens noch die Kälte in der Berghütte. In Ankara, Teheran, den Haag, Brüssel kochte sie ihre Spezialitäten auf unserem Herd und überzeugte sich davon, dass die Enkel der Frau Tokter sogar in der Fremde prächtig gediehen.

Unzählige Beinbrüche, mehrere Armbrüche und schwere Operationen hat Agathe überstanden. Jetzt kann sie nicht mehr gut gehen. Wir fahren sie manchmal mit dem Rollstuhl spazieren, wenn sie bei uns ist. Sie schimpft dann und sagt, sie sei viel zu schwer für uns, freut sich doch, aus dem Haus zu kommen, und sieht Dinge am Weg, von denen wir keine Ahnung haben, obwohl wir täglich mehrmals daran vorbeigehen.

Letztes Jahr, als wir ihr Geburtstagsgeschenk kauften, hat sie sich sehr über den Spiegel in der Umkleidekabine des Warenhauses geärgert. Sie meinte, er sei falsch geschliffen, denn so dick sei sie nicht, und das Bein sei auch nicht so krumm.

Dieses Jahr wünschte sich Agathe ein Korsett zum Geburtstag. Nachdem wir es mit vereinten Kräften zugeschnürt hatten, lebte sie auf. Das Korsett wurde gar nicht mehr ausgezogen. Be- schwingt, die Krücken schlendernd, schritt Agathe zur Hoseabteilung, denn die Hose war über dem Korsett zu weit geworden, und sie brauchte eine neue.

Beim Mittagessen erklärte Agathe, dass sie das Korsett nun einige Tage und Nächte tragen werde, zum Angewöhnen. Mit Mühe konnten wir ihr dieses Vorhaben ausreden.

Als ich ihr abends in die Badewanne half, hatte sie violette Streifen am Körper, aber sie lachte darüber und meinte, Schönheit müsse leiden ... «Ich habe mir immer gewünscht, 90 Jahre alt zu werden», sagte sie dann, «aber ich hätte gar nichts dagegen, wenn es 100 sein könnten.»

Barbara Jung

auch gelegentlich wendet, so sah man die Welt auf der Leinwand, die ringsherum lief. Man hatte das Gefühl, mitten im Geschehen zu sein, einmal auf einer riesigen Baumaschine, einmal in einem Boot – oder eben auf einer Wanderung im Puschlav, um nur einige Beispiele aufzuzählen. Man erlebte alles wie wirklich.

Diese Beschreibung ist für jene, die es nicht erlebt haben, weil sie noch zu jung waren, um die Expo zu besuchen. Unsere Eltern haben uns schliesslich auch einiges vorgeschwärmt von der Landi des Jahres 1939. Damals waren es vor allem die Landi-Schiffli, die in einem Bach durch die ganze Ausstellung fuhren, die zu begeistern vermochten.

Wir beneideten unsere Eltern und ihre Altersgenossen, weil sie so etwas Grossartiges erleben durften, und glaubten, im Jahr 1964 könne man nichts mehr bieten, das überhaupt noch zu begeistern vermöchte.

Aber das Circarama war schon etwas, wenn es durch die zwanzigjährige Erinnerung auch etwas verbrämt sein kann.

Warum ich das alles schreibe? Nicht, damit Sie auch wieder einmal nach Brusio fahren, sondern weil bald wieder eine Landesausstellung fällig wäre und weil ich, anders als 1964, überzeugt bin, dass man auch heute noch etwas bieten kann, das den Leuten Freude macht. Wer weiss, vielleicht ist es gar nicht etwas technisch Ausgeklügeltes, sondern etwas Einfaches, dafür aber Phantasievolles.

Dina

Sommeridylle

Sonniglich stiller Sommermorgen. Sehnsüchtiger Schmetterling sucht, selig schaukeln, seinesgleichen. Stare, Sperlinge, Schnäpper singen, schmettern sinnerfreud Strophen. Schattenpendende Sträucher schenken Spinnen Schutz. Strahlende Sommermatten spenden Skabiosen Saft. Seltener Schwalbenchwanz segelt sonnenhungrig, Sauerampfers sämigen Saft saugend. Schlehdorne sind sehr stachelbewehrt, schützen Singvögel.

Schilfgürtelbewachsene Seefelder stoppen starken Seegang. Salamander, schleichende Seeufertiere, sind sicher: Schaden stiftende Seeungeheuer schwimmen stets Schlamm speiend, Schlick schleudernd seeabwärts, Süßwasser schnaubend, stampfend seequerend. Hanni Gerhard

Circarama

Kürzlich bin ich wieder einmal mit der RhB über jene offene Kehre bei Brusio gefahren, auf dem hohen Viadukt. Die Räder des Zuges haben gekreischt, die ganze Zeit und wie es sich gehört, wie es auch damals im Circarama der Fall war.

Erinnern Sie sich noch an das Circarama der Expo '64 in Lausanne? War das nicht ein unerhörtes Erlebnis, jene runde Leinwand? Man stand mittendrin, und ringsherum lief der Film. So wie das menschliche Auge die Welt wahrnimmt, wenn man den Kopf hin und her dreht und sich



ECHO AUS DEM LESERKREIS

Frauensache

(Nebelspalter Nr. 22)

Sehr geehrte A. Disqué

Eine Frau hätte sehr wohl Zeit und Kraft für die «Doppelbelastung», wenn sie bereit wäre, sie mit dem Mann zu teilen! Es ist «Frauensache», sich mit dem nahestehenden Mann abzusprechen und ihm zuzutrauen, dass er seine Aufgabe bei der Hilfe im Haushalt recht macht. Ich habe vom Anfang unseres Zusammenlebens an darauf bestanden, dass mein Mann einen Teil der Hausarbeit übernimmt. Zuerst habe ich auswärts gearbeitet, und jetzt bin ich Mutter eines Kindes und Haus-

frau. Trotzdem hilft er mir jetzt noch beim Putzen, Einkaufen und sogar beim Versorgen des bald zweijährigen Kindes. Das ist die Grundlage meiner späteren auswärtigen Arbeit.

Eine Frau, die das Vertrauen hat, Arbeiten zu übertragen, kann ebenfalls anderes, für sie Wichtiges tun. Aber auch in meinem Bekanntenkreis gibt es viele Frauen, die mich zwar bewundern, meine Lösung jedoch nicht durchsetzen können – oder wollen? Ich wünschte all jenen genug Kraft und Mut.

Freundliche Grüsse

Monica Müller-Aerne